Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und

Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: 1 (1884)

Artikel: Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts [Schluss]

Autor: Keller, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747482

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lich unwahr sei; in einer Strömung, wo Göthe's Wahlverwandtschaften das große Wort redeten und eine Dorothea Veit sich von ihrem Manne trennte, um einen Schlegel zu freien, — in einer solchen Zeit ist es schwer richtig zu wandeln und zu handeln.

Fern sei es von uns zu entschuldigen oder gar zu vertheidigen! Gott der Allweise aber ist unser Meister — auch im Urtheil. Schön bleibt die Herzlichkeit Forsters gegen seinen Nachfolger! Groß die Opferstreudigkeit Hubers und seine rührende Treue in Zeiten dringendster Noth und Gefahr. Und sonderbar! Kein Unsegen des Himmels schien den neuen Bund heimzusuchen. Die neuen Chegatten fanden das gesuchte Glück in der innigsten Seelenharmonie. Zwar starben von sechs Kindern vier. Schatten und Prüfungen suchten auch das Johl in Bole auf. Aber an den zwei lebenden Kindern erwuchsen der alternden Mutter Therese nur Freude und hohe Befriedigung.

Die reizende Tochter Lonise heirathete den Sohn des Dichters Herder. Der Sohn, Viktor Aimé Huber, ein bedeutender Kopf und gediegener Charakter, der in literarischen Arbeiten seiner Mutter einige Zeit bei der Redaktion des "Morgenblattes" helsend zur Seite stand, war dersselbe Huber, welcher, ein Zögling des großen Fellenberg auf Hoswyl, später bahnbrechend auf dem Gebiet der kirchlichen Sozial-Politik wirkte. Reine Frage — Therese Forster, seine Mutter, nachmalige Fran Huber war eine der interessantesten Frauen ihrer Zeit und in Travers hat sich eines der wichtigsten Begebnisse ihres Lebens vollzogen.

Die Erwerbsverhältnisse des jurassischen Berneraargaus in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Bon 3. Reller in Marau.

(Schluß.)

Hat unser hauptsächlichste Gewährsmann für den Acker- und Weinbau der Schenkenberger mehrfach Anerkennung ausgesprochen, so ist er dagegen wenig erbaut von der Art und Weise, wie sie ihre Viehzucht betreiben. "Das vieh ist sehr schlecht gehalten," sagt er geradezu; "auf sein vieh stolz senn, ist eine hiesigen bauren fremde ehre." Er besitzt Einsicht genug, die verschiedensten Schwierigkeiten, welche einem schwungshaften Betrieb dieses Zweiges der Landwirthschaft hier sich entgegenstellen, zu würdigen; doch hält er mit wohlgemeinten, ziemlich tief eingreisenden Berbesserungsvorschlägen keineswegs zurück. Wir werden im Verlaufe des Referates mit zwei Worten darauf zu reden kommen. Vorerst ein allgemeiner Etat aus dem Jahre 1771, dem ein solcher aus unseren Tagen zur Vergleichung und weitläusigeren Nutzanwendung für Sachsverständige beigegeben ist.

Bon den einzelnen Kirchgemeinden des Amtes Schenkenberg hatten

		Pferde	Ochsen	Rühe	Rälber	Schafe	Ziegen	Schwein				
		Jungvieh unter (11/2 Jahren)										
Bötzberg	1771	14	150	136	71		33	124				
	1883	18	110	323	209	19	132	262				
Bötzen	1771	23	127	106	47		34	145				
	1883	22	69	221	62	6	243	294				
Densbüren	1771	7	88	62	46	77	66	75				
	1883	9	44	131	102	-	57	50				
Mandach	1771	14	112	90	31	180	18	94				
	1883	11	50	282	148	4	121	177				
Mönthal	1771	2	30	46	26		12	15				
	1883	7	27	76	28	-	87	77				
Rein	1771	28	218	210	86	100	57	219				
	1883	47	179	478	240.	11	206	529				
Thalheim	1771	11	84	72	47	-	18	92				
	1883	4	72	140	125		136	160				
Umifen	1771	9	57	58	12	_	6	58				
	1883	4	14	123	41		39	95				
Veltheim	1771	10	55	45	25	, -	13	64				
	1883	12	30	122	26		32	113				

Es bleibe dem Liebhaber überlassen, firchgemeindeweise statistische Parallelen zu ziehen; uns genügt es hier, den summarisch en Bestand des ehemaligen Amtes Schenkenberg an Einwohnern und Hausvieh im Jahre 1769 bezw. 1771 einer= und 1880 und 1883 andererseits zussammenzustellen und diesen Zissern dann drittens diesenigen sür Pferde, Ochsen 2c., welche neben der gegenwärtigen Einwohnerzahl stehen sollten, beizusügen. Die kleine Unebenheit zwischen 1769 und 1771, 1880 und 1883 möge man uns zollfrei passiren lassen.

Einwohner	Pferde	Ochsen	Rühe	Rälber	Schafe	Biegen @	3chweine		
			Jungvieh unter 1 ¹ / ₂ Jahren)						
$(1769)\ 5659\ (1771)$	118	921	825	391	357	257	886		
(1880) 8711 (1883)	134	595	1896	981	40	1053	1757		
8711	182	1418	1269	602	549	449	1364		
Differenz	-48	-823	+627	+379	-509	+604	+393		

Hält man, was die in dritter und vierter Ziffernlinie stehenden Angaben betrifft, entgegen: die "ökonomischen" Dinge liegen in dieser Gegend auf den verschiedensten Punkten jetzt überhaupt nicht mehr, wie ehedem, so bemerken wir, daß es gerade unsere Absicht gewesen, arithemetisch jene Thatsache etwas spezieller statistisch nachzuweisen. Der Bestand an Pferden, Kühen, Kälbern, Ziegen und Schweinen hat demnach auf dem in Rede stehenden Areal absolut, derzenige der vier letzteren auch relativ zugenommen, wogegen für das Zugs und Wollvieh eine entschiedene absolute und relative Abnahme zu konstatiren ist.

Wit der Rasse ist es zur Zeit wohl viel besser bestellt als ehedem. Sehr wenig Jungvieh ward im Lande selber wählerisch und sorglich aufsgezogen; auf die Mästung verlegte man sich nur selten. Die eigentlichen Bauern kauften ihren Bedarf an Vieh fast ausschließlich auf den Märkten der nahen im Aarethal gelegenen Städte oder gingen wohl lieber nach Bremgarten oder gar nach Sursee hinauf; der ärmere Mann klammertesich an die Juden, welche ihm auf Kredit recht billige und dafür auch recht schlechte Waare brachten. * Im Herbst lichtete der Schenkenberger seinen Viehstand aus Mangel an Atzung; im Frühjahr stellte er nach Nothdurft und Vermögen wieder ein, meistens hochbeinige, leicht- und schlankfüßige Exemplare, welche den starken Brauch und magere Diät vertrugen und nicht viel kosteten. Junges Vieh war als weniger zur Arbeit tauglich nicht gesucht; für einen dreijährigen Ochsen bezahlte man insgemein sünfzig und sechszig Gulden, für einen sechsjährigen siedzig und achtzig — immerhin eine ansehnliche Ausgabe zu Handen der Bewirth-

^{*} Der Helvetische Kalender für das Jahr 1794 verzeichnet für Aarau 7, Bremsgarten 6, Brugg 3, Lenzburg 2, Mellingen 4 und Sursee 5 Jahrmärkte.

Basel gestattete damals den Juden die Handelschaft mit den Unterthanen nur, wenn baare Bezahlung geleistet werde. Diese Maßregel hatte Tscharners Billigung durchaus und er schlug seiner Regierung den Erlaß eines gleichlautenden Gesetzes vor. Im Berner Land war bisher gesetzlich bestimmt, daß die Juden ihrerseits baar bezahlen sollten. Tscharners Vorschlag erhielt 1773 Gesetzestraft durch die "Judenordnung". (Tscharner an Iselin.)

schaftung des Ackers, wenn der reichere Bauer nicht etwa mit schmaler Kost den Arbeitsstier über den Winter noch zum Mastochsen vorbereiten und so sich irgend schadlos halten wollte.

Der Milchertrag der Kühe war mit demjenigen im Oberland gar nicht zu vergleichen. Hier warf man übrigens für eine Ruh gerade so viel Gulden aus, als dort Thaler. Wenige Bauern befaßen mehr als eine: was diese an Milch gewährte, vier bis fünf Mag per Tag, reichte gerade für den Hausbedarf; statt der Butter diente in der Wirthschaft gewöhnlich Lewat- und Nußöl. Pferde fanden sich bei den Müllern und benjenigen Bauern, welche für den Kriegsdienst solche stellen mußten; in Böten und Effingen und auf ber entgegengesetten Seite des Botbergs gab es mehr, als gut war für ihre Besitzer, die mit dem Borspann die steile Höhe hinauf rasch ein Stud Geld verdienen wollten und so für ihren eigentlichen Beruf verdarben. Mandach, Hottmyl, Billigen und Densbüren lagen der Schafzucht ob, ohne doch daraus ein Handels= gewerbe zu machen. Die Ziege war und ift bekanntermaßen bas Attribut bes armen Mannes, dem eine Ruh unerreichbar bleibt. Das Schwein allein wurde gemästet und schließlich, mit Ausnahme der Mühlen, wo man auf städtische Luft an Schinken und Rippenspeer Bedacht nahm, gewiffenhaft in's Haus geschlachtet.

Sonst hielt der Schenkenberger auch in normalen Zeiten gewöhnlich nicht eben viel auf gutes Essen und Trinken. Und wie er selber hierin anspruchslos war und des Lebens bessere Hälfte in der Arbeit fand, so muthete er auch dem Vieh mancherlei zu, worüber Tscharner, der an andere Verhältnisse gewöhnt war, unwillig sich verwunderte. Der eigentsliche Großbauer, welcher aber in dieser Gegend nicht gar häusig zu trefsen war, besaß, meist endlos zerstückelt und selten eingefriedet, weil lebende Zäune zuviel Areal beansprucht hätten und todte aus Mangel an Holz nicht gut herzustellen waren, höchstens vierundzwanzig Jucharten Land (mit Ausschluß der Reben); davon entsielen auf jede Zelge sechs Jucharten Ackerboden, so daß im Ganzen noch sechs Jucharten Mattland übrig blieben. Auch für unsere Begrifse * liegt hier ein Mißverhältniß vor.

^{* &}quot;Ueberhaupt und beiläufig kann man annehmen, daß ein Stück groß Hornvieh zu seiner jährlichen ganzen Unterhaltung braucht 1½ Juchart gute Wiesen, ober zweh bis 2½ Juch. mittelmäßige, ober aber 3 Juch. schlechte. Bon 1 Stück Hornsvieh können 1½ Juchart Ackerseld und 3/8 Juchart Reben gedüngt und erhalten werden, und ohne Reben 2½ bis 2½ Juch. Acker. . Laßt uns also vorläufig in einem wohlbestellten Land solgendes Berhältniß sest seen: 2 Theil Mattland,

Sechs Stück Vieh, zwei Kühe und drei bis vier Ochsen entsprachen biesem Grundbesitz. Der Halbauer mußte zur Zeit des Pflügens bezeits den Halbauer um Hülfe ansprechen, weil der einzelne Zug drei, gewöhnlich vier Ochsen ersorderte. Oft stand auch, ein widriger Anblick, neben dem großen Stier die unscheindare Kuh oder gar ein blödes "Chalbeli": das italienische "Jöchli" erlaubte dieses Gespann; auch das bergige Land und die Billigkeit des Geschirrs gaben ihm den Borzug vor dem Joch. Der "Tauner" (Tagwaner) oder "Tagwerker" nahm zur Bewirthschaftung seines Ackers den Großbauern in Anspruch und leistete als "Werkmann" diesem, seinem "Fuhrmann", durch Handarbeit Gegendienste, was letzterem um so eher zu paß kam, weil die Taglöhner im Schenkenbergischen damals eine noch ziemlich unbekannte Erscheinung waren.

Der Taglöhner erhielt in gewöhnlichen Zeiten während des Sommers sechs Baten per Tag, in der Erntezeit sieben, im Winter vier. Letzteren Taglohn bezahlte man auch dem Frauenvolk, z. B. für Arbeiten im Weinberg, Haden, Heften, "Rühren" n. s. f. Die jenseits der Aare auftretende Industrie hatte die Taglöhne emporgeschraubt. Als Anfangs der Siedziger Jahre jene darniederlag und theure Zeit im Lande war — die ärmeren Schenkenberger aßen damals, wie Tscharner in einem ungedruckten Brief an Iselin schreibt, Gras, Nesseln, Schnecken n. s. f. und jenseits der Aare stand es nicht viel besser, worüber S. 108, 121, 160 der Jubiläumsausgabe von Pestalozzis Lienhard und Gertrud verglichen werden mögen — erhielt der Bauer Arbeitsleute sür die einfache Kost. — In Suhr wurde während der Sechsziger Jahre per Stunde Arbeitszeit 1 Kreuzer Taglohn berechnet (für leichtere Arebeit, die auch von Frauen verrichtet werden konnte). Arner gab seinen Taglöhnern in Bonnal 25 Kreuzer.

Hatte nun so der Ochs, welchem übrigens sein Herr von ferne nicht dieselbe fast väterliche Anhänglichkeit entgegenbrachte, wie der Bauer im mittleren Gebiete Berns, der den Gehülsen und Gesellschafter auferzogen, von Morgen bis Nachmittag acht Stunden ununterbrochen vor dem Pfluge gestanden, so ward er auf die magere Wiese oder in die Stoppeln gestrieben. Und das war für ihn doch noch eine rechte Weide. Nur wenn er im Frühjahr unter dem Beile des Schlächters fallen sollte, erhielt er während des Winters im dumpfigen Stall als Henkermahl Rüben und Getreide, sonst mußte er mit trockenem Stroh vorlieb nehmen. Nicht

³ Theil Acterfeld, 1/8 Reben, 7/8 Holzboden und allgemeine Beide." (Com Kornbau. 1761.)

anders erging es in der kalten Jahreszeit der Auh, wenn der Besitzer sie nach der Spätweide nicht bereits verkauft hatte: im Frühjahr und Herbst überließ man ihr die schlechtesten Berganger, und die Thiere hätten über den Sommer vor Hunger schier zu Grunde gehen müssen, wären nicht die Haussfrauen und Töchter Abends mit dem gereinigten Gätgras, Blättern vom Felde, Gelaube und Schossen aus dem Beinberg der guten Milchspenderin vorsorglich beigesprungen. Etwas besser daran waren die zwei mal zwölf Kühe auf der Letzi und im Killholz (zwischen Thalheim und Oberzeihen), den beiden einzigen Herrschaftsweiden der Bogtei: da wuchs kurzes, blätterreiches und schmackhaftes Gras; zwei Bezirke, wie gemacht für Sennten oder Apweiden. Gemeinweiden von einiger Bedeutung gab es nur in dem schaftreichen Gerichte Hottwhl; statt deren diente die Wiese des Privatmannes nach dem letzten Schnitt im Herbst, das Brachseld, der junge Wald. Im letzteren hauste, schlecht bewacht und baher mannigsachen Schaden stiftend, das Thiervolk der Armen, die Ziege.

Das Gesammtareal an Ackerfeld ber Bogtei (7793 Jucharten) ftand zu demjenigen der Wiesen (2290 Juch.) im Verhältniß von 3,4:1-*baher ber Futtermangel und daher auch ber Mangel an Dünger zu Gunften des Feldes. Ticharner bezeichnete als Mittel zur Hebung der Mißstände: Praftische Abolition der Dreizelgenwirthschaft; Berwandlung grasreicher Aecker in Wiesen; intensivere Bewässerung der Wiesen, wie fie in den beiden Rirchspielen Beltheim und Schingnach bereits ftattfand; Berbefferung berfelben durch Anwendung von Ralt, Gyps und Mergel; Rreirung von fünstlichen Wiesen durch Anblümung des geringeren Acterbodens mit Rlee, Esparsette (welches Gras auch im Schenkenbergischen von der baselschen Landschaft her befannt geworden) u. f. f.; Abschaffung der Gemeinweide auf dem Privatbesitzthum.** Der erste und der lette Mißstand waren, wenigstens theoretisch, zu Tscharners großer Freude fürzlich beseitigt worden: "Es haben die neun Gemeinden der Bogtei," berichtet er, "das recht ihre güter zu willfürlichem anbau einschlagen und von der gemeintrift befregen zu können, als eine gnade von der Hohen Landes= regierung begehrt. Welche benenselben auch huldreichst solche frenheit um den zehenden pfenning des werths der güter zugesprochen, und ihnen

^{*} Für Küttigen, welches ungefähr gleichzeitig (1765) 640 Juch. Ackerfeld und 245 Juch. Wiesen besaß, weit günstiger, d. h. wie 2,6:1; 1864 (so ändern sich die Zeiten) wie 1,37:1 (Müller I, S. 514).

^{**} Die "Kämpfe gegen den Weidgang" erreichten in Schinznach 1765 ihren Absichluß (P. Frider a. a. D.), in Wohlen 1787 (Müller).

auch diesen pfenning zu handen ihrer armengüter geschenkt hat. Die vermehrung der wiesen, des futters, des viehs, des dungs, die verbesserung der äcker wird nach und nach die nothwendige folge dieser versordnung sehn, und dem landbau in dieser gegend eine andere gestalt geben." Die Einkehrung dieser Loskaufssumme in die Armenkasse war nicht ein Akt blinder Humanität, sondern der Billigkeit. Wer über diese in Graubünden zur Zeit praktischen und scharf ventilirten Fragen sich gründlich orientiren will, möge die schon angesührte Abhandlung von Johannes Meyer nachlesen.

Man kann zu der Frage, ob die Einrichtung des Oreizelgenspstems und die Benutzung der Brachzelge als Gemeintrift dem gesammten Bolke mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht, sich verschieden stellen: sicherlich nachtheilig erwies sich den Schenkenbergern das althergebrachte Recht, für die Ziegen, Schafe u. s. f. den Jungwald als "Trieb und Trat" anzusehen. Der Forst war überhaupt damals auf unserem Territorium in einem erbärmlichen Zustand. Widmete man dem Apfels, Birns und Kirschbaum wegen der süßen und auch zur Gewinnung von Branntwein* verwerthbaren Frucht nicht gemeine und dem Nußbaum, der vortreffliches Holz und einen Ersatz für die Butter gewährte, sehr große Aufmerksamskeit, so war in unserem Zeitraum von den herrlichen Fruchtbaumalleen,

^{*} Schon die alten Berner hatten ihre liebe Roth mit dem Branntwein. 3m Sahr 1718 wurde, nachdem zwanzig Jahre früher das Brennen von allen Früchten untersagt worden, die Bereitung bes Beintrefterwaffers unter ber Bedingung geftattet, daß es als Sandelsartifel erportirt werde. Allein das edle Getranke fand im Lande felber Liebhaber in Sulle und Rulle. 1732 nahm benn die Regierung ihre Berordnung gurud, damit wenigstens nicht ber mittlerweile gum Brauch gewordene "Migbrauch" fortbestehe. Allein nun warf man sich auf die Broduktion von Fruchtschnaps. Da ging ben Bernern die Geduld aus. Im Jahre 1739 erschien diefer Erlaß: "Wir haben mißfällig vernemmen muffen, daß bin und wieder auff dem Land auß allerhand Getreph Branntwein gebrönt und Berkaufft werde, wie nun folches dem Intent unferer zu bemmung der gebrönten maffer hiebevor Bublicierten mandaten juwiderlaufft, benebens der genannte frucht Branntwein fowohl ber Gesundheit schädlich als auch bem ganzen Land nachtheilig, als habend wir auß Landesväterlicher Borforg und gemüßiget befunden, jedermänniglich ju Statt und Land bas Bronnen und ben Berkauff bes genannten fruchtbrandtweins hochoberfeittlich zu verbiethen ben Straff ber Confiscation, Berftorung bes Bronnofens und 50 Bfund Buf, damit die Ueberträter ohne iconen follen belegt merden" (Aus einem Mandatenbuch). Jahr für Jahr erhielt die Schweiz bedeutende Summen für Riridwaffer, welches nach Deutschland und Solland feinen Beg nahm (Bur: lauben).

burch welche im unteren Emmenthal die Straße den hocherfreuten Wanberer führte (Birichfeld, Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten ber Schweig. 1769), hier wenig oder nichts mehr zu bemerken; man redete der Einschränfung des Weinbaus schon darum das Wort, weil die Rebstecken im eigenen Lande nicht mehr auf ehrliche Weise könnten beschafft werden; die Brivat= und Gemeindewälder waren dermaßen zu Grunde gerichtet, daß die Obrigfeit benjenigen, welche neue Säuser errichten wollten, Bauholz unentgeltlich (so theuer und rar war es) aus bem Herrschaftswald überlassen mußte. Für solchen Mangel ist freilich nicht bloß die Institution der Gemeintrift haftbar zu machen; dem Juraffier in diefer Gegend fehlte ichon damals das afthetische und ötonomische Auge für die Schönheit und Rentabilität eines wohlgepflegten oder wenigstens nicht verwahrlosten Tannen- oder Buchenwaldes. weisen Verordnungen hat es die Berner Obrigkeit nicht fehlen lassen: Rinifer (Das Forstwesen des Kantons Aargau. 1878) nennt bas Forstgesetz vom Jahre 1786 einen "wohldurchdachten und gutgegliederten gesetzgeberischen Erlag". Schon durch dasjenige von 1725 mar es verboten, Schmalvieh in junge Ginschläge zu treiben; sechszig Jahre später erweiterte man diese Vorschrift auf die Wälder überhaupt, wo nicht nachgewiesene Weiderechte eriftirten, und auch auf diesem Areal mußte der Einschlag jedenfalls unbehelligt bleiben. Es waren Unweisungen gegeben, wie geschwändet (abgeholzt), wieder angepflanzt und eingefristet werden follte, wie der Wald zu benuten, vor Bränden zu mahren sei; Grafen und Laubrechen war verpont u. f. f.: aber was half all das, wenn, wie im Amte Schenkenberg, das Volk bei aller Obsorge der Regierung in seiner alten Sorglofigkeit verharrte, auf's "Freveln" * im Staatswald sich verlegte und den schlecht bezahlten Bannwart mit Drohungen bear= beitete, bis er zum Hehler und ichlieflich auch zum Stehler ward?

Genoß also die Schenkenberger Waldung wegen ihres Forstbestandes nichts weniger denn einen beneidenswerthen Ruf, so war doch das Wild, welches sie hegte, aller Beachtung würdig. Nicht nur gab es Füchse, Marder und Itisse in Menge, sondern auch viele Hasen, an Geschmack sür den Gaumen des Kenners die besten im Kanton, und dazu, was be-

^{* &}quot;Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt und ganze Fuder raubet, so muß ich nichts wissen; wenn ihr in den Schloßtriften weidet und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen" — in dieser Weise redet Pestalozzi's Bogt Hummel zu seinen Dorfgenoffen.

sonders die Jäger unter unseren Lesern interessiren wird, Hirsche und Rehe zur Lust genug. Ebenfalls erwähnenswerth ist die Angabe, daß in der die Grenze bildenden Aare und ihren Zuflüßchen neben Forellen, Aeschen, "Trischen" und Hechten auch Salmen (für diese vergl. besonders die Aaraner Chronif von Chr. Delhafen S. 156) und Lachse keiness wegs zu den Seltenheiten gehörten.

Die Revolutionszeit hat das Gewild in unseren Gegenden fast völlig vertilgt. Die Obrigkeit des neuen Kantons richtete denn ihre Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt. Oberforst= und Berginspektor Heinrich Zschokke weiß 1816 freudig zu erzählen, es werden "seit einigen Jahren schon wieder zuweilen Wildschweine und Rehe geschossen, wo vorher kaum einige Hasen und Füchse gesehen wurden." Im Jahre 1816 nahm der Staat Aargau an Jagdpachtzinsen 4045 Franken ein, sünfzig Jahre später laut dem Rechenschaftsbericht von 1867 Fr. 17,537.16.

Jakob Gravisseth bemerkt in seiner Hentelia (1668), im Geslände, welches unserer Juralandschaft gegenüberliegt, fänden sich zwar viel Füchse und Haptleut" ließen, dagegen weniger Hirsche, Rehe und Wildschweine: die einen "Amptleut" ließen, entgegen den obrigkeitlichen Berordnungen fast Jedermann jagen, nicht zwar umsonst, sondern gegen gehörige Entschädigung an die Kasse des Landvogts; andere huldigten dem Sprüchslein: "Wach Mist Weil du Landpfleger bist!" und plünderten den Forst so gründlich, als es ihre Amtszeit erlaubte. Es werden damals schon "Schlicke" gelegt, um das Kleinwild zu fangen, eine Art zu wildern, bei der man nicht leicht ertappt wird. Das sehr häusige Vorkommen von Zäunen und Hägen war übrigens der Vermehrung des Wildstandes auch hinderlich. Von "dem" oder auch "einem" Vibersteiner Landvogt hört man noch jetzt in Aarau Jagdstücksein erzählen, welche an Schilda gemahnen.

Die guten Jurassier ließen es sich gar nicht beifallen, dem Staate das Jagdregal im Walde zu beanstanden, wie die Brüder am Leman; einzig den Fröschen gingen sie ernstlich auf den Leib und trugen das Erbentete dann nach Baden und Bremgarten, wo man, zumal in der Fastenzeit, auf derartiges Wildpret wohl zu sprechen war.

Nur wenige Schenkenberger hatten es damals versucht, die Heimath zu verlassen und in der Fremde das Glück zu erjagen: es sehlte die große Triebseder des alten Berner Geistes, die Begierde nach Ehre und Reichthum. Während der Waadtländer in Frankreich und anderwärts Kriegsdienste nahm und daselbst brünstig um Auszeichnungen rang, welche sogar den Gnädigen Herren an der Aare Achtung einflößten, blieben diese Jurabewohner gleichmüthig und gleichgültig auf ihrer Scholle, wo sie kein Kommando in dem armen aber freien Leben aufstörte. Von den

paar Dutenden, welche "z'Chrieg gedingt" und den französischen Solsatenrock trugen, kehrten die meisten zurück, als im Heer eine strengere Disziplin aufkam, und steckten sich daheim, merkwürdig genug, wieder gleich in den Bauernkittel. Wenige sind in der Ferne verschollen oder alt geworden. Wir erinnern uns noch wohl, dergleichen Anasterbärten gelauscht zu haben, wenn sie phantasiegewaltig ihre Ariegsabentener erzählten. Die gute holländische * Mannszucht verschaffte dem heimgekehrten Soldaten nicht selten angesehene Verschwägerung und Ehrenstellen in der Gemeinde; der eine oder andere von denen, welche zuletzt noch unter Napoleon gedient, verzehrte seine Pension als reisender Wirthshausgast oder fand wieder halbmilitärische Beschäftigung als Ausruser und Nacht-wächter.

Im Jahre 1769 betrug die Gesammtzahl derjenigen, welche sich außer Landes besanden, nur etwa 300, und doch hätten das südwärts gelegene lachende Gelände, ** der belebte Aarestrom, die an der Grenze vorüberlaufenden Verkehrswege und besonders die uralte Vasel-Zürichstraße, welche die Vogtei in zwei fast gleich große Stücke schied, einladen können, nach der Ferne zu ziehen. Die letztere Straße freilich hatte

^{*} In holländischen Diensten standen gewöhnlich 10,000 Mann Schweizer. Im Jahre 1694 wurden die ersten Kompagnien im Kanton Bern angeworben und "aufgerichtet". 1771 betrug die Zahl der in Frankreich dienenden Schweizersoldaten 15,594 (P. Ochs).

^{**} Unter bem Gindruck, welchen basselbe auf ihn gemacht, schrieb Storr a. a. D .: "Der Wolftand bes bernischen Landmanns vergnügt in allen Studen bas Auge. Wolgebaute, fruchtbare Felder, ansehnliche Baurenhöfe, hubsche Dörfer wechseln mit ununterbrochener Unnehmlichfeit ab. In der Ferne hervorragende Bergichlöffer und näher an der Strafe ichone Landhäuser verzieren bas Gemälde. Froh und fich fühlend schaut bas Landvolf bem Durchreifenden in's Geficht, und vermeibet: nicht, bagegen betrachtet zu werden, im fichtbaren Bewußtsein ber Borguge feiner Geftalt, die auch in der Rleidung nicht vernachläffigt wird. Insbesondere fegen bie berner Landmädgen in die Feinheit ihrer Strohhütgen einen großen Werth. Ein folches Sutgen von der gleichsten und feinften Arbeit, das ohne alle Bergierungen 2 Louisb'or foften fan, findet in bernischen Baurenhöfen ohne Anftand Räuferinnen." Und Gerden, welcher von Marau über Lenzburg nach Baben ging, bemerft: "Schon feit der Gegend von Lenzburg wird alles bergigt und schlecht. Auch die Bauern und gemeinen Leute diefer gangen Gegend zeichnen fich durch ihre fleine ichlechte Statur und häßliche Gefichter von ben Gegenden des Canton Bern fehr aus, und find auch mehrentheils arm, wie ihre Dörfer, Bieh, Rleidung und alles übrige ju erkennen giebt." Sehr vortheilhaft lauten jumal für die Gegend zwischen Wilbegg und Windisch auch bie Schilberungen von Maurer a. a. D.

noch am Anfang unseres Zeitraumes wenig Verführerisches: ein Deutscher nennt sie "scheußlich"; Andreä beschreibt die Strecke, als hätte man einen recht wilden und gefährlichen Bergpaß vor sich. Isaak Iselin, welcher 1755 mit seiner Mutter nach "Oberbaden" eine Lustfahrt machte, fand den Weg von Basel bis an die Grenze des österreichischen Frickthals (Hornussen) in sehr gutem Zustand, den eigentlichen Uebergang dagegen "abscheulich, besonders für die Gutschen". Dergleichen Ansichten mögen wohl die meisten Reisenden bestimmt haben, von Basel aus, wo man die Schweiz betrat, den oberen, selten den unteren Hauenstein als Eingangspforte zu wählen; für diezenigen, welche über Schafshausen kamen, lag es nahe, bei Brugg linker Hand das Aarethal hinauf zu ziehen.

Bis in die Sechsziger Jahre hinein berührte der Hauptverkehr zwischen Schaffhausen und Zürich einer- und Bern andererseits die beiden Aarestädtchen Brugg und Aarau. Bon dem durch seine Meffen berühmten Burzach aus gelangte man über Tegerfelden und Würenlingen vermittelft ber Fähre von Stilli nach Brugg, von Zurich aus ebendahin über Beiningen, Würenlos und die Limmatbrücke zu Baben. Bon Brugg ftrich ber Fahrweg ber Nare entlang über Schönenwerd und Starrfirch nach Olten, sprang bort über ben Fluß, wo der untere Sauenftein anfängt, dann das Gau hinauf bei der Klus (oberer Hauenstein) vorbei nach Wietlisbach, Solothurn u. f. f. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts gingen die Berner energisch an den Bau einer 25 guß breiten Strafe, welche den ganzen deutschen Landestheil unmittelbar mit der Hauptstadt verbinden sollte. Burgdorf ließ man diesmal noch rechts liegen und legte den schönen Heerweg über Kirchberg und Herzogenbuchsee an. Bei Murgenthal trat berfelbe auf unteraargauisches Gebiet. Gehr nahe ware ber Gedanke gewesen, von Niederwyl aus irgendwie nach Narburg vorzudringen und fo in fürzefter Zeit Olten und die alte Strafe zu erreichen. Bu dem Behuf ware freilich bei und unter Aarburg (in der "Klos") ber Durchgang am Felsen vorüber bedeutend zu erweitern gewesen. Es heißt nun, etliche Schenfwirthe (cabaretiers) von Olten hätten, aus Furcht, ihre Stadt möchte durch die neue Linie Burich-Bern wesentlichen Schaben an Brückenzolleinnahmen 2c. nehmen, allerhand Mittel ergriffen, um zu verhindern, daß der Stand Solothurn zu der Ausführung des Projektes seinerseits sofort Sand biete. Bern ließ geraume Zeit sich hinhalten und sprengte den Felsen bei dem Städtchen Aarburg vorerst auch nicht. Als aber im Jahre 1766 die Rathe von Aarau bei der Obrigkeit neuerdings Schritte thaten, damit ihre Stadt nicht von der

reichen Berkehrsader abgeschnitten werde, * war es bereits zu fpat. Bern mochte freilich über die Solothurner, welche schließlich nur sich selber schaden würden, ungehalten sein und ließ dieselben fortan auf der schlecht= besorgten Registorferstraße seine Praktiken fühlen: es erging sich aber ohne Zweifel nebenbei, abgesehen von militärischen, auch in solchen Betrachtungen, welche man hundert Jahre später bei der Anlegung der Nationalbahn auf genau demselben Terrain abermals machte. Rurz, die volksmäßige "Land"-Straße schwenkte von Niederwyl aus oftwärts ab, erklomm die Höhe des Striegels und befand sich damit an der Pforte der Bogtei Lenzburg. In Suhr mündete die von Aarau und aus dem Bibersteinischen (im Sinn Aaraus: eventuell auch von dem Frickthal) herkommende, schon 1766 mit "Fuhr- und Laftwägen" (Delhafen) stark frequentirte "Bachstraße"; in Hunzenschwyl zweigte die "Grande Route à Brugg et Zurzach" ab; die Fähre bei Auenstein brachte die Schenkenberger und Rafteler auf den Weg, welcher von dem Eintritt eben jener "Grande route" in die Hellmühle-Rupperschwylstraße weg durch den Lenzhard geradlinig nach Lenzburg zog. Das untere Aas und Bünzthal war mit der zuletzt genannten Stadt ebenfalls durch eine Berkehrslinie verbunden; von Brugg und dem Eigenamt aus gelangte man an der Grenze des Lenzburger Umtes in die Heerstraße. Die Zugänge von Süden her find von der Natur unmigverständlich vorgezeichnet gewesen.

Im Jahre 1787 war dieser Hauptverkehrsweg der deutschen Lande Berns sammt Fortsetzung nach Baden noch nicht überall so vollendet, wie es im Plane der Regierung gelegen hatte: die "Carte topographique", welche P. Bel "avec permission et privilège exclusive de L. L. E. de Berne" erscheinen ließ, zeigt auf der ganzen Strecke, welche für unsere Juralandschaft etwa in Betracht fällt, als fertig die Partien vom Leimengraben (östlich von der "Areuzstraße") bis Kölliken, von Suhr durch den Breitenloowald bis Hunzenschwyl, von "Ottman»

^{*} Schon 1760 reichten sie ein Memorial ein, worin sie wünschten, es möchte die Straße von Sasenwhl weg über die Höhen zwischen Kölliken-Entselden einerseits und Schönenwerth andererseits gegen den Aarauer Steinbruch hin geführt werden: das Terrain sei ebener, sumpslos, der Bau billiger. Man trat in Bern nicht darauf ein. Später wurde die Route Aarau-Aarburg merklich verbessert, und die "große" Landstraße erwies sich sür Aarau so ungefährlich, wie später die Nastionalbahn, während die Stadt anderntheils auch im Hindlick auf die geringe Gesfährlichkeit der Bötzbergstraße sich über das Scheitern des Staffeleggprojektes trösten konnte. Parallelen für die Gegenwart zu ziehen liegt nahe. Jedenfalls verdankt. Narau, was es geworden ist, sich selbst.

singen" bis Mägenwyl, von dem "Netweler Hof" (Ectwyl) bis über Wellingen hinaus, endlich von dem "Dätwyler Hof" bis Baden. Reissende, welche von Zürich nach Bern wollten, benutzen fortan selbstwerständlich diese Straße, ohne daß Brugg und Aarau darum fortan, wie wenigstens das letztere fürchten mochte, zu dem Range von förmlichen Landstädtchen herabgesunken wären; wer von Often nach Basel wollte, wählte nach wie vor den Weg über die Bötzberghöhen.

Als N. E. Tscharner Landvogt war, ließ er es an der doch sehr kostspieligen Reparatur desselben, welche zweimal des Jahres vonnöthen erschien, nicht sehlen; er sah inzwischen ein, daß die ganze Anlage der Straße eine bessere sein könnte, und arbeitete sowohl bei der Berner Regierung als bei den wegen ihres Handels start mitinteressirten Baslern für einen Neubau. Damals waren die Zeiten bedenklich, Bauernstand und Berdienst lagen darnieder, der erstere war kaum in der Lage, mit seinen eigenen Bedürsnissen fertig zu werden, und für Frohndienste also nicht verwendbar. Tscharner meinte, gerade durch einen Straßenbau käme wieder Geld in's Land: "Wozu diente solches dem Staate? Wollen wir es einem Feind ausbehalten oder Fremden auf verlohrene Capitalien zu nüzen hinleihen?" (Brief an J. Fselin vom 22. Dez. 1772.)

Berns Finanzen waren im 18. Jahrhundert blühender, als dies jenigen irgend eines anderen europäischen Staates. In den Neunziger Jahren betrug der Zins von den auswärts angelegten Staatsgeldern mehr als eine halbe Million Franken. Zu den Schuldnern Berns geshörten im vorigen Jahrhundert ab und zu Holland, England, Leipzig, Ulm, die sächsischen Landstände, der Herzog von Württemberg, der von Wecklenburg-Schwerin, der König von Dänemark, der von Sardinien, Frankreich u. s. f. Die Berluste, welche Bern anläßlich des Law'schen Bankkraches (1720) machte, waren sehr bedeutend. Andere solgten nach der Mitte des Jahrhunderts. Wie Frankreich 1798 dann seine Brudersliebe bethätigte, ist bekannt. — Von den Franzosen erhielt der Gläubiger etwa lebenslänglich 10 Prozent; mit seinem Tode war aber auch die Schuld erloschen. Solche Kapitalanlagen wurden indessen schließlich von Staats wegen verboten.

Die Staatseinkünfte Berns bestanden aus dem Ertrag der Dosmanialgüter, der Posten, des Salzes, aus den Ohmgeldern, den Zöllen, den Zinsen der angelegten Kapitalien, dem Zehnten, dem Bodenzins und wenigen anderen, unbedeutenden Revenuen. Der Bodenzins haftete auf dem Grundstück und war von dem jeweiligen Besitzer zu entrichten. Auf die Schultern des Bauersmanns drückte am meisten der Zehnten. Der ward insgemein in natura abgeliesert. Es gab Kornzehnten, Roggenzehnten, Heusehnten, Weinzehnten, Hanfzehnten, Erdäpfelzehnten,

Lewatzehnten u. dgl. Den Ertrag Diefer Steuer veräußerte die Regie= rung an dem Ort, wo sie eingegangen mar: es follte dadurch das gur Bewirthschaftung des Bodens nothwendige Düngmaterial und der Ertrag des Landes überhaupt demfelben gemahrt merden. Für richtigen Preisansatz sorgten Beschworene, welche von den Amtleuten jeweilen zu Dieser besondern Funktion berufen murden. Die hiebei erlösten Summen floffen ber Hauptsache nach in die Rirchen- und Armenguter und kamen fo wieder den Gemeinden, aus denen sie gezogen worden, zu gute. Inwiefern der Bauer bei fruchtbaren Jahren viel, bei schlechten wenig steuern mußte, mar der Zehnten für ihn eine begueme Form, an die Rosten des Gemeinwesens beizutragen. Unbillig im höchsten Grad muß es genannt werden, daß der Landmann die Schulden, welche auf seinem Bute lafteten, nicht in Abzug bringen konnte: so ging der Rapitalist, mochte er nun in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, bei der Steuererhebung leer aus. Die Helvetif hat einen andern Modus der Besteuerung eingeführt, welcher in mancher Beziehung gerechter mar, als ber alte, zunächst aber die im Intereffe der religiofen und sittlichen Wohlfahrt des Bolfes gegrundeten Anftalten nicht weniger empfindlich schädigte als die Armenhäuser.

Acht Jahre darauf war die neue Bötzbergstraße hergestellt. 8. Oktober 1779 fuhren Sakob Sarafin und Frau nebst ihrem 81/2jährigen "Buben" von Effingen aus in einer Rutsche "über den neuen Bötherg, der zum Erstaunen eines Jeden, der die alte Strage befahren hat, nun so schön und eben ift, daß man ihn ohne Vorspann besteigen fann." Hart an der Bannmeile der Stadt Brugg ichwenkte fie von der Römerstraße ab und lief berselben parallel gegen den Sindel, zog sich aber dort nach links, wo jetzt an herrlichem Aussichtspunkt die vier Linden stehen, und gegen den neuen Stalden, wo auf der Höhe des Uebergangs (574 Meter) damals das Gasthaus zum Bären entstand, dann durch die Langenbuchen hinunter; mitten im Dorfe Effingen mundete fie in den alten Weg. Noch lebt bei dem Volke die eine und andere Sage von Unglücksfällen, welche vorzeiten "im Berg", an der steilsten westlichen Steigung der Strafe, fich zugetragen; in Effingen und zu Rönigsfelden, wo der Bauherr Mirani ab und zu gewohnt, gab es vor Kurzem noch "Meranistübli" und sputte er selber herum. Die neuesten Veränderungen haben jenem bernischen Oberingenieur (Tillier V, 428), welcher, Niemand weiß mehr, in was für einem Streithandel, bei feiner Seelen Seligkeit geschworen, die Langenbuchenstraße bewege sich überall auf der Sommerseite des Berges, die Ruhe der Vergessenheit gebracht. Thatfächlich liegt jene Strafe, zumal seit bem Bötzbergtunnel, im Schatten.

Großes Leben hat Miranis Bauwerk kaum in die Bogtei gebracht. Die Güterwagen, die Fischerschen (Brief-) Posten, und die Extraposten, der Personenverkehr auf privatem Fuß, der Bötzberger Baselbote: sie gingen eben durch.

Der "Bötberger Mercurius", wie Joh. Georg Zimmermann von Brugg ihn nennt, besorgte den internen Verkehr zwischen Basel und Brugg und hatte 1765 sein Absteigequartier am ersteren Ort im grunen Bfahlgägli bei einem Herrn Rippel. Für Zimmermann muß er 3. B. beforgen: Bucher von Freunden, junge Sahnen zum braten, fette Ganfe, grune Erbsen oder Buderkiefeli, Artefifi (Bodsbart, Tragopagum hortense), Artischoken, Spargel, Blumenkohl u. f. f. Der Doktor von Brugg verspricht Jelin, welcher jene Sachen angekauft, bafur "ergauische" Brodutte, "zum Er. Reben (weiße Rüben) und Schnätterlig (gehechelte Ruben), die hier der Edelmann und zu Bafel die Schweine fpeifen" (Ungebr. Briefe 3.3 an Gelin). - Laut bem Belvetischen Ralender von 1794 ging je am Dienstag fruh die Messagerie nach Zurich von Basel ab, nachmittags die Post (ebenso die Post am Mittwoch), Freitags und Samstags ebenso. — Die ersten Spuren einer Post im Freistaat Bern geht nicht über den Anfang des XVII. Jahrhunderts hinauf. Seit 1675 mar die Beforgung des Berner Postwesens der Familie Gischer anvertraut. In der zweiten Salfte des XVIII. Jahrhunderts hatte dieselbe auch das Postwesen anderer schweizerischen Stände in Pacht (Tillier). Im Kanton Zurich besorgte die Familie Beg eine geraume Zeit bas Postwesen (Burlauben).

Das Nachsehen war inzwischen für Alt und Jung schon damals eine erfreuliche Beschäftigung. Am meisten Gewinn machten neben den im Land ansässigen Fuhrleuten, welche den Borspann besorgten, die großen mit Shehaften versehenen Gasthöfe, denen man noch jetzt als Zeugen lange verschwundener Herrlichkeit am Fuße des Bötzbergs begegnet. Da übernachteten die Wagenlenker mitsammt ihrem Gespann, es fanden ihre Geschäftsfreunde aus dem Dorfe sich ein, hin und wieder auch arbeitssichenes Volk, die baumwollene oder wollene Strumpsmütze oder die Soldatenkappe auf dem Ohr, um ein Gläslein in der Ecke zu trinken und dabei zu sein, wenn der fremde Fuhrmann sein "Ordinäri" (Suppe, Fleisch und Gemüse) verzehrte und dabei das Neueste aus dem Reiche des Witzes und der Weltbegebenheiten zwischen Paris und der Türkei zum Besten gab. Solche Berichte vernahm der eigentliche Bauer dann erst aus zweiter Hand. Denn während der Woche das Wirthshaus zu besuchen, gehörte damals noch nicht allgemein zum unabweislichen Bedürfniß.*

^{*} Doch barf nicht verschwiegen werden, daß in der zweiten Sälfte unseres Zeitraums ber Ruhm bes Bauers im "untern Nergöw, wo Weinwachs ist", auf

Erlaubte er sich etwa das Bergnügen an Sonn- und Markttagen oder wenn der Trüllmeifter seine Leute einberief, so bildeten Bieh-, Beu- und Fruchtpreise, Wetter, Jahresaspetten, seltener politische Dinge den Stoff für seine Unterhaltung. Und wenn er mit Fragen bes Staates sich bemühte, so waren seine Anschauungen insgemein äußerst harmlos. Ein Erempel dafür bietet Ticharners Briefwechsel. Da erzählt er am 25. November 1772 dem Freund Relin — die Wiener Regierung hatte fich damals dem Berner Bet gegenüber etwas patig gezeigt —: "Apropos von Desterreich, ich habe ihnen vielleicht letthin gemeldet, daß das Faust= recht desselben unsere Landleute sehr beschäftigt. Da letzthin solches in einer Schenke abgehandelt wurde, waren die Politiker in ihren weiten Hosen eins, daß der Ranser für sich alleine noch so sehr nicht zu förchten ware, aber seine Alliang mit Preugen und Rugland ihm unftreitig eine Uebermacht über Meine Gnädigen Herren gabe. Sie beschäfftigten sich damit, wie dieser zu begegnen sehn möchte, als ein dritter darzukame und fie mit der Nachricht beruhigte, daß dieselben gegen diese drenfache Allianz würklich eine andere mit Basel und Solothurn geschloffen hatten." Eine folche vertrauensvolle Wohlgezogenheit gehörte zum Wesen des alten Schenkenbergers auch im Wirthshaus. Er war gah und nicht heißblütig, und wenn ihn etwa die Weinlaune an Tang- und Marktabenden übernahm und seine Zunge nicht gerade mit dem unnützlichen Nennen von heiligen und unheiligen Namen bethätigte, so sang er hochgemuth in über= großer Heiterkeit Pfalmen und geistliche Lieder. Un Bolks- und Gesellschaftsweisen traf man nämlich hier zu Lande so zu sagen nichts; von den Lavaterschen Schweizerliedern, welche die Helvetische Gesellschaft von Schingnach so hoch anpries, mochte faum etwas über die Aare gelangt sein. — Bern war auf solche Sachen so wenig gut zu sprechen, als Else auf Goethe's "Der du von dem Himmel bist" (Chriftoph und Else I, 270): "vor dergleichen Welt-Kindern soll die Chriftliche Jugend mit allem Fleiß verwarnet und abgezogen werden, damit sie nicht durch solche

biesem Punkt auch anfing, unsein zu werben. Glaubte er boch bereits, "es stehe ihm nichts zu verweisen, wenn er neben ben Sonn- und Festtagen in der Boche nur einen Tag die Schenke besucht, oder wie sie es nennen, zum Wein geht, und sich berauscht" (A. Stapser). Man rechnete damals an weinarmen Orten, wenn ein Bauerngastmahl veranstaltet wurde, per Kopf zwei Maß. "Wie wird es denn an denen Orten sein, wo Wein wächst!" ruft unser Gewährsmann aus. Wein, sur welchen der Wirth 2 Baten per Maß bezahlt hatte, schenkte er für 3 Baten aus. Jetzt ist das Verhältniß freilich ein anderes. — Im benachbarten "Bonnal" ward unmenschlich gezecht; inzwischen waren das nicht normale Zustände.

unreine fleischliche und sündige Lieder als durch einen schädlichen Strick in ein ausgelassenes und wohllüstiges Wesen gerissen werde" — steht in einem bernerischen pädagogischen Handbuch jener Zeit zu lesen.

In unseren Zeiten wird freilich in den Gasthäusern des alten Schenkenbergeramtes verständnißvoller debattirt und Passenderes gesungen; das
"wirthschaftliche" Leben ist überhaupt viel entwickelter. An der Bötzbergs
straße standen um 1770 drei Herbergen, sämmtliche zwischen Hornussen
und dem höchsten Punkte des Ueberganges, eine in Bötzen, eine in Effingen,
eine dritte auf dem alten Stalden; nunmehr hat bereits Bötzen viere.
Ebensoviel stehen an der östlichen Hälfte der fraglichen Straße, währendsem früher der Wanderer von Brugg aus eine ganze Stunde marschiren
konnte, ohne sich erfrischen zu müssen.* Eine Parallele zwischen 1770
und 1882, einem Jahr also, wo die Zahl der Wirthshäuser infolge des
Wiswachses wieder sehr start gesunken war, konstatirt überhaupt in dieser
Beziehung einen Fortschnitt, welcher den eingesleischtesten Optimisten
unruhig machen dürfte. Auf dem Gesammtgebiete des Amtes standen
damals zehn Wirthshäuser, jetzt fünfzig. Es hatten nämlich Wirthschaften

			1770	*			1882
Asp und Densbüren .			1		•		5
Thalheim	•		1		10 to 10		4
Beltheim			1	٠,			4
Böten (Kirchgemeinde)	•	1116	2		•		7
Bötherg (Kirchgemeinde)			1			•	3
Umiken, Ryniken, Mönthal			-			•	8
Billigen und Rein .			1	٠.			5
Remigen			1				5
Rüfenach			-			·.	2
Stilli und Lauffohr .			1			•	4
Mandach und Hottwyl		•	1				3.

^{*} Brugg hatte das Recht, jede Eröffnung einer Tavernenwirthschaft innerhalb einer Stunde Entsernung von der Stadt zu hindern. Stalden, Remigen, Stilli und Billigen liegen an der Peripherie. Die Eigengewächswirthe durften ihren Wein nur "beim Zapsen" ausschenken, d. h. über die Gasse verkausen, nicht aber an Reisende abgeben. Sigengewächswirth und Weinbauer war dasselbe. Nicht selten kam es vor, daß der Geistliche den Ertrag der Pfrundreben auf eigene Rechnung durch seine Gesindeleute verwirthen ließ. Das sogenannte "Ohmgeld", die Gebühr, welche die Gastgeber an das Gemeinwesen zu entrichten hatten, ward im Freistaat Bern 1617 auch auf der Landschaft eingeführt und floß zur Hälfte in die Gemeindekasse. Im vorigen Jahrhundert bezog die Staatskasse an Ohmgeld jährlich etwa 35,000 Fr. Müller und Tillier).

Erinnern wir uns an die oben angeführte Bevölkerungsstatistif: das fragliche Territorium zählte im Jahre 1769 5659, im Jahre 1880 8711 Einwohner; es traf demnach auf den erstgenannten Zeitpunkt für 566, auf den zuletztgenannten für 174 Einwohner ein Wirthshaus. Zürich hat gegenwärtig auf 100 Einwohner eine solche Erquickungsanstalt, Narau bietet das Verhältniß von 1: 96,5. Des Hauses Vertraulichkeit geht so nach und nach im öffentlichen Leben auf, und des Apostels Wort, nach dem wir Fremdlinge und Gäste auf Erden, wird mit der Zeit zum Inhalt des allgemeinen Bewußtseins. Tscharner bemerkt durchaus nicht allgemein, sondern mit besonderer Beziehung auf die Schenkenberger Vershältnisse: "Die wirthschaft leidet durch die nachbarschaft des wirthschanses, die pest eines dorfes, die der ösonomie des bauren nicht weniger schadet, als seiner lebensart." Was würde der sehr aufgeklärte Mann von unseren heutigen Zuständen sagen?

Böten besitzt seit ungefähr zwei Jahrhunderten eine Kirche; früher stand sie in Elfingen, welchem bis in unser Jahrhundert hinein die Wohnung des Geiftlichen verblieb. In Effingen trägt das Gafthaus das Schild "zur Glocke". Daher die alte Rede, von den drei Dörfern unter dem Berg besitze eines die Rirche, ein anderes das Pfarrhaus, das dritte die Glocke. Das alte Gafthaus in Böten hat als Tavernenzeichen einen Baren, das Wappenthier der Berner. Er findet fich auf unserem Territorium fehr häufig, nämlich in Biberftein, in Auenstein, in Beltheim, in Schingnach, in Thalheim, auf dem Stalden, in Billnachern, in Remigen, in Stilli, in Hottmyl, in Densburen. Das Frictthal, soweit es österreichisch war, weiß davon nichts; dort finden sich Rrone, Löwe, Engel, Schwert, Rebstod, Sonne, Abler, Pfau, Birich, Meerfräulein, Salm u. f. f. - Ich bin nicht im Stande, über juraffifche Wirthsverhältnisse aus dem vorigen Jahrhundert etwas beizuseten. Die folgenden Rotizen laffen indeffen vermuthen, wie jene ausgesehen haben mogen. Gerden machte am Ende der Siebziger und am Anfang der Achtziger Jahre eine Reise durch Schwaben, Bayern, die Schweiz u. f. f. Er tam das Aarethal herunter und fehrte in Wietlisbach ein, "wo die Bostkutschen die Nacht bleibt . . . Wir speiseten den Abend daselbst schöne Forellen, gebratne junge Sühner, Erdbeeren 2c. und trunfen jeder eine Flasche von dem treflichen Neufchateller rothen Wein, der dem Burgunder völlig gleich fommt, des Morgens Raffee, und jeder zahlte nicht mehr mit dem Logis wie ohngefähr 1 fl. Conventionsmunge." . . . "In den mehrsten Gafthofen auf dem Lande und fleinen Städten findet man in einem großen Zimmer wohl 4 und mehr Betten, wo ber ganze Postwagen zusammen in einem Zimmer schläft, welches freilich unbequem, boch öfters auch luftig ift." Aarburg: "Wir agen recht gut und ließen uns den schönen rothen Reufschatellerwein recht gut zu den Forellen schmeden." In Narau, "wo der Postwagen über Nacht hält, ist man in einem recht braven Gasthof zum Ochsen recht wohl und doch wohlseil bewirthet." Meiners fand zwischen Zürich und Bern (er reiste über Lenzburg) "selbst in Dörfern und Flecken sehr schöne Gasthöse, gute Betten, geräumige Zimmer, reinliches Service, viel Silbergeschirr und einen mit mancherlen Consitüren besetzten Nachtisch. Andere Reisende malen ihrerseits in weniger hellen Farben. Eine zuverlässige Norm sindet man in den Frucht-, Fleisch-, Wein- und Hauspreisen jener Zeit. Ueber die Häuser des Berner Juras bemerkt Tscharner im Allgemeinen, sie seien aus Stein gebaut, verhältnismäßig theuer; neue fänden sich eben deshalb selten, hundertjährige seien gewöhnlich. "Die Dörfer haben insgemein ein altes und sinsteres aussehen, theils wegen den rußigen gebäuen, theils wegen den schatten der bäume, in dem solche stehen; die häuser sehen von innen nicht reinlicher aus als von aussen; ihr geräth ist gering und einfältig, alles zeuget von der allgemeinen armuth."

Es wäre völlig unrichtig, wollte man voraussetzen, die Schenkenberger Bevölferung habe aus lauter Bauern bestanden. Das Sandwert befaß dafelbst einen sehr breiten Boden. Richt in dem Sinne, als wären die Angehörigen desselben ausschließlich Handwerker gewesen, allein fie gaben sich erst in zweiter Linie und mehr nebenbei mit der Landwirthschaft ab. Der eigentliche Bauer sah sehr verächtlich auf die Handwerker herab, welche er doch auf feine Weise entbehren konnte, und bezahlte die Arbeit derfelben schlecht, wenn er überhaupt nach Jahr und Tag und mannig= fachem Betteln fie bezahlte. Underwärts behalf der Bauer fich felber, führte die Art des Zimmermanns, den Hammer des Maurers, den Hobel des Rüfers, schnitte Rechen und Heugabel, flocht die benöthigten Körbe hier von alledem nichts. Sogar die Befen bezog man von auswärts. In Densbüren fam 1770 auf den zehnten Mann ein Korbmacher, in der Pfarrei Böten gab es fechs Rufer, im Dorfe Beltheim vier Zimmerleute, Mandach hatte ebensoviel Maurer. Was der gewöhnliche Handwerfer zu Stande brachte, war gewöhnlich mittelmäßig, stumperhaft, wie der Be= schmack der Abnehmer; diejenigen, welche Befferes liefern konnten, waren Ausländer, zumeist Deutsche. Bielleicht knüpfte fich für den auf seiner Scholle fauernden Schenkenberger ichon an diesen Umstand ein Stück Widerwillen; dazu kam, daß der eigentliche Handwerksmann der "Spitzhosen" und der städtischen einfacheren Tracht (man denke an das Kostüm bes Scherers in Bestaloggis Lienhard und Gertrud!) fich bediente, indessen der Bauer die weiten altfränkischen Hosen trug, im Sommer mit zweis, im Winter mit vierfacher Wollfleidung auf bem Leib, Strumpfen und Ueberstrümpfen, mährend der besseren Jahreszeit in baumwollener, während

der strengeren in der Pelzkappe, wenn es über Feld oder zur Gemeinde ging, im Filzhut aufzog und überhaupt, wie unser Gewährmann etwas bitter bemerkt, "von der weite der hosen auf die grösse des verdiensts schloß." Künstlerische Anlagen wurden demnach, wosern solche sich etwa zeigten, nicht gepflegt und ausgebildet. Das ganze Territorium hatte bis dahin noch keinen in der Kunstgeschichte bedeutenden Mann erzogen. Samuel Amsler von Schinznach gehört einer späteren Zeit an.

Die Generaltabelle aller Handwerksleute stellt für das Jahr 1770 solgende Zahlen auf: 12 Metzger, 13 Müller, 2 Bäcker (beide in der Pfarre Bötzen), 5 Lismer (Stricker), 45 Schneider, 43 Schuhmacher, 46 Baumwollwäber, 76 Leinwäber, 28 Strümpswäber, 3 Wollenwäber, 8 Dachdecker, 1 Ziegler, 4 Glaser, 21 Maurer, 1 Säger (in Densbüren), 1 Bürstenbinder, 1 Drechsler, 5 Keßler (Spengler), 18 Körber, 27 Küfer, 6 Seiler, 14 Hufschmiede, 1 Zeugschmied und 16 Wagner, was mit den Wirthen zusammen 428 ausmacht: sicherlich ein sehr bedeutender Prozentsiat der Bevölkerung! Es ist im Ferneren zu bemerken, daß hier nur die Männer angesührt sind, währenddem damals fast ganze Schenkenbergische Dörfer sich mit "lismen und striken, die armen durch die spinneren" sich ernährten.

Die Einnahmen dieser Jurassier flossen aus dem Berkauf eines Theiles ber Weinernte; auch etwas Bieh, Getreide, Obst und Erdfrüchte konnte veräußert werden: aber dies alles gilt nur für gute Jahre. In geringen stand der Mangel in Gestalt des Schuldenboten vor der Thür. Was Wunder also, wenn nicht nur in der an Besitz armen Haushaltung, sondern ebenmäßig in den Schichten der Tauner und noch weiter hinauf es freudig begrüßt wurde, als zunächst von den am Oft- und Südfuß der Juralandschaft befindlichen Städten aus Gelegenheit sich bot, wenigstens während des müßigen Winters ein schönes Stück Geld zu verdienen! Der eigentliche Großbauer sah der neuen Entwickelung der Dinge, welche die Taglöhne emporschraubte, zunächst ingrimmig zu und ließ eher, als daß er der Zeit fich gefügt hätte, sein schlechteres Ackerfeld, soweit er dasselbe nicht mit ben Seinen und dem Gefinde bauen fonnte, veröden. Nebenbei aber hielt er ein wachsames Auge auf den Gang der Verhältnisse und suchte daraus fraft der ihm angeborenen Schlauheit größtmöglichen Nuten zu ziehen. Noch bevor die Siebziger Jahre abgelaufen waren, fühlte er sich wieder mehr denn früher als Herrn der besitzlosen Dorfgenoffen und als eine Grundfeste des Staates.

Die Umwandlung des "artophagischen Ergäus" in ein industrielles hatte seit dem dritten Jahrzehnt begonnen; am Schlusse des siebenten war sie wenigstens im südlich von der Aare gelegenen Theil insofern

vollzogen, als die Einwohner zur weitaus fleineren Hälfte der mittler= weile hoch entwickelten Landwirthschaft, zum größeren dagegen dem Sandel und der Berarbeitung einheimischer oder eingeführter Produkte oblagen. Im Jahre 1755 mußten, als es sich um die Konzession eines neuen Etabliffements handelte, die in der Landvogtei Lenzburg befindlichen Tuchweber ihrem Landvogt von Tavel zu Sanden der Berner Regierung anzeigen, wieviel Stück baumwollener Tücher fie in einem Jahre verfertigen ließen. Es ergab sich, daß 540,000 (oder nach anderer Angabe, welche vielleicht Königsfelden und Aarburg noch mit berücksichtigt, 680,000) A Garn zu 135,000 (bezw. 170,000) Stücken verarbeitet würden. Werden für den unteren Berneraargau, d. h. für die juraffische Landschaft noch 30,000 weitere Stücke hinzugerechnet, fo hat man ein ungefähres Bild von der industriellen Thätigfeit dieses Territoriums in einer einzigen Branche. Die Baumwollenindustrie ist allerdings während unseres Zeitraumes ein Haupterwerbszweig gewesen, die Wünschelruthe, fraft welcher Reichthum und was weiter damit zusammenhängt, ins Land gebracht wurde.

Die Leinwandinduftrie, wenn auch ehedem ftarter betrieben, beschäftigte immer noch viele Hände: gab es doch um 1770 herum nur im Schenkenbergischen sechsundsiebzig Leineweber, die Weiber und Rinder, welche benfelben Stoff bearbeiteten, nicht mitgezählt. Vormals war viel Banf und Flachs gebaut worden; jest glaubte man, den Boden ersprießlicher anpflanzen zu können, und hielt benfelben auch etwa für jene Pflanzen wenig geeignet. Das einheimische Garn konnte wohl an Dauerhaftigkeit mit demjenigen aus Westfalen und Schlesien konkurriren, dagegen war das lettere feiner, garter und billiger. Während der Sechsziger Jahre setzte die Berner Dekonomische Gesellschaft, mahrscheinlich von Aarau aus dazu bewogen, öfters Preise aus, um dem Ban und der Manufaktur bes Flachses Vorschub zu leisten: der untere Aargau lebte damals im Baumwollenenthusiasmus und betheiligte sich nicht. Dagegen der obere Theil des Bernerlandes, welcher denn mit seinen Garnen und Tüchern bald auch den Haupt-Leinwandmarkt des Unteraargaus, Zofingen, beherrschte. Die Schenkenberger Weber mögen sich meistens mit der Herstellung von leinenen Rappen und Strumpfen und glatten Zeugen befagt haben. Merkwürdigerweise liebten die Franzosen dicke und dauerhafte Waare sehr und waren für schweizerische Produkte auch da noch Abnehmer, als die Ausfuhr berfelben nach England, Spanien, Portugal, Italien und Deutschland gegen früher entweder bereits ftark in Rückgang gerathen war ober gänzlich aufgehört hatte. Uebrigens entrichteten die Schweizer

bis zum Beginn der großen Revolution keinen Eingangszell für Leinenwaren, welche nach Frankreich gingen. Auch der Fabrikation von halbleinenen Stoffen, wie sie damals in Rouen gefertigt wurden, wandte der industrielle Geist sich zu. Der Zettel bestand bei diesen aus Flachsoder Hanfgarn, der Eintrag aus Baumwolle. Und da verlegte man sich sowohl auf weiße als auf gestrichelte und gewürfelte Tücher. Besonders in den beiden letztgenannten Sorten, man nannte sie Rübeli und Cadrille, traten schöne Leistungen zu Tage.

Von den achtundzwanzig Strumpfwebern hat ein Theil immer noch Wolle verarbeitet. Die verschiedenfarbenen dicken ober gewalkten Rappen und Strümpfe wurden großentheils ausgeführt, die halbdicken blieben im Die Wolle bezog man von auswärts, aus Böhmen, Sachsen, Mazedonien und Ungarn, weil die einheimische Schafzucht, trot mehrfacher Unläufe gur Bebung berfelben von Seiten ber Berner Dekonomischen Gesellschaft, immer entschiedener in Abgang gerieth. Der rothwollene Unterrock und die entsprechenden Strumpfe der Juraffierinnen waren "ihr größter Pracht" und also nicht geeignet, die Wollenmanufaktur im eigenen Lande ftark zu fördern. Satte die Bäuerin früher ausschließlich an Leinwand sich vergnügt, so fand sie nach und nach mehr Geschmack an dem aus der Fremde gekommenen Stoff, der Wolle von dem Baum, und wußte sich bereits vor der Mitte unseres Zeitraums nicht wenig mit einer gemalten baumwollenen Schürze. Leinwand und Wolltuch räumten eine Strecke des Feldes um die andere der Baumwolleninduftrie. die Erstellung von Seidenstoffen auf unserem Boden jemals eine bedeutende Rolle gespielt, darüber enthalten unsere Quellen keinerlei direkte Angaben. Bu einer Wichtigkeit, welche nur annäherend so groß gewesen, wie im Baselland, hat es die Berarbeitung der Seide bei unseren Jurassiern auf keinen Fall gebracht.

Der Antheil, welchen die drei am Fuße der jurassischen Landschaft gelegenen "Munizipalstädte" für das Gewerbe bezeigten, war ein durchaus verschiedener. Aarau stand obenan. Gerade wegen der Industrie war freilich seit hundert Jahren das Handwerf hier ganz bedenklich zurückzgeblieben. Um 1650 herum hatte die Stadt, wie Landschreiber G. F. Gruner berichtet, "ben 200 Messerschmieden", am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch 100 und in der zweiten Hälfte desselben noch fünfundzwanzig bis fünfzig. In ähnlichem Verhältniß war die Zahl der Büchsenschmiede und der Weißgerber zusammengeschrumpft. Sinen erfrenslichen Aufschwung hatte dafür die Manufaktur und der Handel mit Seide

und Baumwolle erhalten. Im ersteren Artifel hielt es schwer, mit Basel irgendwie zu konfurriren. Die Bosamenter mußten Anfangs jenseits der Schafmatt gesucht werden, und es war nicht gerade ermuthigend, daß die Berner Gesetze es erlaubten, den dem Arbeiter ausgeliehenen, bis 200 Gulden werthen Webstuhl als "vertrautes Gut" in die Gantmasse Gleichwohl lieferten gegen das Ende des Jahrhunderts einzubegreifen. die Aarauer Seidenfabriken nach den verschiedensten gandern ihre Brodukte in Seidenband, welches nach Basler Art angefertigt mar. Ebendamals gab es in der Stadt und deren nächster Umgebung fünf ansehnliche Bits oder Indiennedruckereien, welche einen fehr ftarken Absatz nach Stalien, auch zum Theil nach Frankreich und Deutschland hatten und eine große Bahl von Arbeitern bei ber Stadt, und im übrigen Aargan beschäftigten. Genauere Angaben über den letteren Punkt können aus Mangel an Quellenmaterial nicht gemacht werden; in den Jahren 1881, 1882 und 1883 haben Aaraus Fabrifen täglich durchschnittlich 1350 Arbeitern aus der Umgebung Berdienst geboten, wovon auf das ehemalige Amt Biber= stein ungefähr ein Drittel kam.

Schon an Umfang stand Lenzburg zurück, und seine gewerblichen Leistungen waren bereits insofern weniger belangreich. In den Zwanziger Jahren zeigten sich dort, nachdem schon lange vorher, wie auch in Narau, Tücher gebleicht worden waren, die ersten Spuren einheimischer Industrie. Seit 1732 gab es eine Baumwollendruckerei; vier Jahre später entstand im benachbarten Schasisheim die weitläusige Indiennesabrik, andere Etablissements reihten gegen Holderbank hinunter sich an. 1795 beschreibt der zuverlässige Norrmann den gewerblichen Zustand Lenzburgs mit diesen Worten: "Die Industrie und Handlung sind lebhast. Man sindet in und ben der Stadt beträchtliche Leinwandmanusakturen, mehrere Cottunsund Zitzdruckereyen, für welche allenthalben im Aargau stark gearbeitet wird; auch sind hier einige Tobacksfabriken und gute Handwerker. Indeß hat Lenzburg nicht die ausgebreitete Handlung, den großen Wohlstand und Reichthum einzelner Häuser, und man sindet auch nicht so viele Kausseute, wie in Narau."

Noch merklicher anders lagen die Verhältnisse zu Brugg. Schon am Anfang unserer Epoche war der Ort im Besitz der Qualitäten einer "Prophetenstadt". Seit wie langer Zeit, vermag ich im Genaueren nicht anzugeben. Gravisseth, der Verfasser der "Heutelia", fragte seinen Gastzgeber in Brugg nach dem Stande der dortigen Bildungsverhältnisse. Es gäbe, wurde geantwortet, wenige, "so die freyen Künste excolieren".

Warum? Sie müßten bei diesem Berufe Hungers sterben oder betteln geben: wenn gleich einer aller sieben artium magister sei, so bringe bas fein Brot. Es sei nicht abzusehen, "worumb sich under ihnen jemand studierens halb hoch oder vil bemühen solte, dann ob wol ben ihnen etliche Dienst senn möchten, als von Land-Schreiberenen und bergleichen, darzu die Literati nutslich gebraucht werden könten, so weren doch der Statt Kindere zu Rusinopoli (Bern) vngeacht schlechter ober besserer qualiteten, denen Land-Rinderen gemeiniglich vorgezogen werden, also daß den ihrigen wenig gedewen, oder dieseben erlangen möchten; benn gar offen der Esel dem edlen Gaul vorgezogen wird." Hundert Jahre darauf redete man in Brugg aus einer ganz anderen Tonart. Im Herbst 1761 benutte Isaak Ifelin einen furzen Aufenthalt daselbst, um von bem Wirthe zu erfahren, "mit was sich seine Mitburger ernähreten und womit bieselben das meiste Gewerbe trieben. Er sagte mir, die starte Durchfuhr gebe den meisten zu leben. Die Vornehmen leben aus den Memtern und aus ihren Ginkunften. Es sen eine sehr kleine Burgerschaft und ihre Rathsstellen 2c. tragen dren, vier und auch fünfhundert Gulben ein; hieraus nun könne man ben ihnen schon leben. Sie seyen hundert und zwanzig Bürger. Sie haben über dieses in dem Bernischen vierzig Geiftliche hin und wieder auf Pfründen.* Sandelichaft treibe man nicht ben ihnen oder wenig, weil jeder aus den Aemtern oder sonst zu leben habe. — "Diese Leute," fügt Iselin im Tagebuche bei, "scheinen indessen durch nichts gehindert, Gewerbe zu treiben fo gut als die anderen Städte im Ergan — aber sie sind wenig Bürger und finden ein gemachtes Glück vor sich." Bis in das letzte Biertel des Jahrhunderts hielten, da die Gemeinde einen großen Weideplat befaß, viele Burger Bieh und lagen dem Ackerbau ob. Die nächste Umgegend um die Mauern gewährte dem Freunde von wohlgepflegten Bündten und Gärten ein rechtes Vergnügen. Handwerk und Krämerei wurden nicht übermäßig betrieben: reiche Kom= munalgüter, ein Spital, der arme Bürger freundlich in seine wohnlichen Räume aufnahm, alte Sitten, mitunter auch ein wenig Furcht und Gifersucht hemmten den Einzug der neuen Zeit, bis dieselbe dann mit dem

^{*} Im Jahre 1793 betrug die Zahl der Pfarrer und Kandidaten in dem deutschen Theile des Freistaates Bern 323. Davon waren 157 aus der Stadt Bern, 3 bernische Habitanten d. h. solche, deren Boreltern Bauern gewesen, 37 aus Thun, 7 aus Burgdorf, 6 aus Nydau, 3 aus Erlach, 26 aus Josingen, 34 aus Aarau, 37 aus Brugg, 7 aus Lenzburg, 2 aus Murten, 2 aus Büren und 2 aus Neus (Beschreibung der Stadt und Republik Bern. I. Band, S. 151).

Revolutionsgeiste verschwistert fast plötzlich Herrin im Hause ward. Unbeneidet blühten in der Nähe des Städtchens Fabriken; an derjenigen in
der Bachthalen war doch ein Bürger mit interessirt, wie es denn überhaupt auch in Brugg vor dem Ende der Bernerherrschaft am einen und
anderen "Baumwollenherren" nicht fehlte.

Die Baumwollenindustrie ift nach unseren Gegenden, wie Stapfer es ausdrücklich anführt, aus dem Kanton Zürich gekommen. Sie hat eine Zeit lang auf dem ebenen Lande weit mehr Menschen beschäftigt, als recht und gut war, und im vorigen Jahrhundert, abgesehen von der "Franzosenzeit", welcher die Einführung der Maschinenindustrie und wieder manigfaches Elend folgte, zweimal förmliche Erschütterungen des ökonomischen Bestandes hervorgebracht. Die erste Krise ist in die Künfziger Jahre zu setzen. Als der Bogt Hummel unter den Nachtbuben noch seine Rolle spielte, erzählt Heinrich Bestalozzi, also etwa 1745, fam das Baumwollenspinnen in dem, gegenüber von Schenkenberg sich ausbreitenden Amte Königsfelden auf einmal in den Gang, obschon es bis dahin dort völlig unbefannt gewesen war. "Die wohlhabendsten Leute in unserer ganzen Gegend hatten ehedem nicht Geld; ihr Wohlstand bestand darin, daß ihnen Essen, Trinken, Aleider und was sie brauchten, im Ueberfluß auf ihren Gütern wuchs. Sie begnügten sich damit und wußten für ihren Gebrauch von gar wenig Sachen, die Beld koften. Die neuen Baumwollenspinner hingegen hatten bald die Gacke voll Geld, und da dieses Leute waren, die vorher weder Güter noch Bermögen hatten, folglich vom Hausen und Sparen nichts wußten, brauchten sie ihren Berdienst ins Maul, hängten ihn an Kleider und brachten hundert Sachen auf, von denen fein Mensch im Dorfe zuvor etwas gewußt hatte. Buder und Raffee kam allgemein auf. Leute, die keine Furche Land und nie nichts Uebernächtiges hatten, waren schamlos genug und trugen Scharlach= wämser und Sammetbänder auf ihren Rleidern. Diejenigen, welche Güter hatten, vermochten das nicht und hatten nicht Zeit, mit Spinnen Geld zu verdienen, wollten aber doch auch nicht minder sein als das Baumwollenvolf, das vor furzem noch ihnen um jede Handvoll Rüben oder Erdäpfel gute Worte gab. Es gingen darum eine Menge ber ältesten, besten Bauern-Haushaltungen zu Grunde, weil fie auf ihren Höfen in den Baumwollenspinner-Leichtfinn fielen, Raffee und Bucker brauchten, bei den Savoier-Arämern Rleiderschulden machten und sich nicht mehr mit dem, was ihnen auf den Feldern wuchs, begnügten, dessen sie freilich für sich und ihre Kinder und Kindeskinder genug gehabt hätten, wie ihre

Vorväter bei hundert Jahren genug daran hatten und glücklich dabei waren." Es blieben aber thatsächlich von jenen Bauern nicht alle "auf ihren Höfen": unter den Baumwollenherren, welche Geschäfte gemacht hatten und in deren Vermögensverhältnisse die Gantkommission schon während der Sechszigerjahre helles Licht gebracht hatte, gab es gar nicht wenige, die früher den Bauernkittel getragen. Von andern verbürgten Nachrichten abgesehen, hat derselbe Pestalozzi uns in seinem "Marx ab der Reuti" ein solches Exemplar gezeichnet: "der war vor Zeiten wohlhabend und hatte Handelschaft getrieben; aber jetzt war er schon längst vergantet und lebte fast gänzlich vom Almosen. In allem seinem Elend aber blieb er immer gleich hochmüthig."

Die zweite Krise trat in Berbindung mit den mehrfach erwähnten Theuerungsjahren von 1770 und 1771 auf. Der Bauer war mittlerweile, soviel scheint aus den zerstreuten Angaben geschlossen werden zu dürfen, flug geworden und wieder zu seinem Leisten zurückgekehrt; selten hatte einer den Mammon felber bethört, war aufrecht geblieben und gar ein Mann à la "Baumwollenmeyer" oder "Tüchlerhans" geworden. Beit, als die auf einen Drittel der früheren Ginnahmen beschränkten Spinner und Weber Neffeln, Gras und Insetten agen, holte der Bauer seine Vorräthe hervor, Getreide, Gedörrtes, Kartoffeln und verhöhnte etwa den bleichwangigen, garthändigen Industriellen, der vor wenigen Jahren bem mühsamen Landbau Lebewohl gesagt, um ferne vom Tagelöhnen einen schönen Baten zu erwerben und am weißen Brod und Stadtfost sich zu ergöten.* Bur strammen förperlichen Arbeit kehrten indessen die wenigsten zurück. Hatte vordem der Bevölkerungsüberschuß sich nach der Stadt und der Fremde gewendet oder förmlich den Bettelfack umgehängt, so vollzog. sich nunmehr eine befinitive Scheidung zwischen ackerbautreibender und der Manufaktur obliegender Bevölkerung. Im Schenkenbergischen war der letztere Bruchtheil weit belangloser als jenseits der Aare, wo es im letten Biertel des Jahrhunderts geradezu troftlos ausgesehen haben muß. Der Ausdruck "Proletariat" war damals noch nicht da, hiefür brauchte man unmigverständliche deutsche Wendungen, "Spinnergefindel, Bettel-

^{*} Im Jahre 1771 galt in Baselland das Brod drei bis vier Mal so viel als gewöhnlich. Es wanderten damals 115 Familien (484 Personen) aus jenen Gegenden fort nach Nordamerika. La disette de 1771 réduisit tous les habitans qui vivoient de salaire à la plus grande nécessité. Le mal devint d'autant plus pressant que dans le même tems toutes les manufactures cessèrent presque entièrement (Jurlauben). Aehnliche Zustände wiederholten sich am Ende des Jahrhunderts.

gesind, Lumpenpack, Bettelhaushaltungen". Arner erklärte rundweg: Essind das Land auf und das Land ab keine schlechteren Leute, als die Baumwollenspinner und Baumwollenweber. Doch, wendete einer ein, welcher die Lage noch gründlicher kannte: Die täglich vom Haus weg in die Fabriken gehen, sind gewöhnlich noch weit schlechter. Schied sich allmälig die Bevölkerung nun auch lokal, indem die bäuerlichen Einswohner auf dem Lande draußen blieben, während die anderen mehr den Centralpunkten des Gewerbes sich näherten, so ging doch der erstere Stand nicht ungeschädigt aus der Umwandlung der Berhältnisse hervor. Fast allenthalben, klagt Pestalozzi, ist der Bauer auch nicht mehr Bauer; halbe Dörfer främern und handeln, und das Spinnergesindel, das nie vor 3 Wochen Brod vermag, verderbt mit seiner Hoffart Bauren, die vor zehn Fahren feinen Heller auf ihren Hösen schuldig waren (1782).

Die Baumwolle wurde durch Raufleute von Kempten, Schaffhausen, Bürich, Genf u. f. aus der Levante, der Türkei, aus Frankreich, den Niederlanden und Italien in das Land eingeführt. Maulthiere und Saumpferde brachten die Waaren aus den transalpinischen Seehäfen über den Splügen und zumal den St. Gotthard. Zuerst warf sich der Kaufmannsgeift der Städter auf den Handel mit Baumwolle; damals fauften die Spinner und Weber ihren Bedarf zu Narau, Lenzburg und Brugg in Quantitäten, welche der Leistungsfähigkeit ihres Beutels oder ihres Kredites entsprachen. Die Baumwollenherren schickten, um ihren werthen Kunden die Mühe zu ersparen, dann "Träger" ins Land hinaus, welche den Bertehr zu beforgen hatten. Mit der Zeit murden diese Geschäfte um= fangreicher, die inländische Konkurrenz bedeutender. Da folgte Arbeits= theilung: die einen lagen der Spinnerei ob, die anderen, die "Tuchfabrifanten", der Weberei. Auch bei der Bauernsame traten, zumal in der ersten Epoche, Männer auf, welche den Goldregen nicht ohne weiteres wollten niederrauschen lassen und den Handel noch weit einträglicher fanden, als die Berarbeitung des Rohproduftes und das Weben. In den Sechsziger Jahren wurden weit mehr rohe als gebleichte Tücher ausgeführt, vermuthlich, weil die bereits bestehenden Bleichen sich nicht auf der Höhe der Beit gehalten hatten. Die Obrigfeit setzte ber Industrie weniger Schranken, als daß fie dieselbe regelte und fich z. B. bemühte, unredlichen Sandelspraktiken ("fast nirgends erhörte betriegeren" fagt eine Quelle) den Riegel zu schieben. Bu dem Behuf ernannte fie Tuchmeffer, welche die Größe der Stücke und die Bahl der Tragen fontroliren mußten; fie verbot das Hauftren ohne obrigkeitliche Bewilligung u. f. f. Im Jahre 1764, wo das

Gewerbe sehr schlecht ging, bezahlte man nach Wydlers Angaben für das Pfund Garn einen halben Gulden Spinnerlohn, für das Stück Gewebe à 4 Pfund acht Baten; sechs Jahre später hielt Tscharner, der auf die Baumwollenindustrie bei seinen Schenkenbergern wohl zu sprechen war, dafür, es dürsten, ohne Beeinträchtigung der Landwirthsichaft, dem Weber pro Stück ein Gulden, für das K Garn 16—17 Baten, für das Stück Tuch — überall gewöhnliche Waare in Aussicht genommen — $4-5^{1}/_{3}$ Gulden bezahlt werden. Feinere Arbeit wurde besser bezahlt; der Eiser, andern es hierin zuvorzuthun, brachte aber auch etwa den am besten honorirenden Geschäftsmann auf die Gant. Für Strümpfe und Kappen, welche zum Export bestimmt waren, verwendete man auswärts gesponnenes Garn.

Im vorigen Jahrhundert haben wohlmeinende Staatsmänner und menschenfreundliche Weltweise der Frage, ob Landwirthschaft neben Handel und Industrie blühen könne, eine Aufmerksamkeit zugewendet, die besonders unsere demokratischen Zeitgenossen fremd anmuthen muß. Man stellte sich bei soziologischen Erwägungen insgemein auf ben Standpunkt eines gegebenen politischen Gemeinwesens, und von dem Grundsatz der Gewerbefreiheit war weder theoretisch noch praktisch die Rede. Tscharner, der überhaupt kaum jemals Unwandlungen von Schwärmerei gespürt haben mag, ermaß mit kaltem Blut die Bortheile, welche aus der Bereinigung beider Erwerbsquellen zumal für eine arme und eher zu ftark, als zu gering bevölkerte Landschaft herfliegen würden, und behielt jedenfalls die Befugniß, etwa nothwendig werdende Remeduren anzubringen, der Staatsgewalt vor. Pestalozzi, den die Frage lange Zeit beschäftigte, war der Ansicht, es müsse den unguten Auswüchsen, welche die fattische Umgestaltung der ehemaligen Berhältniffe mit sich im Gefolge führe, insonderheit durch bessere Erziehung und Schulung überhaupt vorgebeugt werden, damit die gesteigerte Fähigkeit, zu genießen, an edleren Bedürfniffen ein beilfames Korreftiv erhalte. Neben diesen beiden nüchtern denkenden Männern hat es viele gegeben, die von einer allgemeineren Einführung der Kunstarbeit den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters erwarteten. Auf der Seite der Gegner spricht sich der greise Zurlauben außerordentlich entschieden aus. Landwirthschaft und Fabrifation muffen grundfätlich immer getrennt werden. Ihre Verbindung hat nur schlimmste Folgen. Alle Manufaktur= arbeiter soll man unabänderlich in die Städte verweisen, und der Staat hat die Pflicht, dafür zu forgen, daß solche niemals auf dem Dorfe festen Fuß fassen: es sind Giftpflanzen, welche dem Ackerbau die Schwindsucht bringen, und kein Gesetz ist im Stande, den nachtheiligen Folgen vorszubeugen, welche ihre Vereinigung mit sich bringt. Der Landmann werde trotz allfälligen Gesetzen von dem Gelde verführt, auch während des Sommers für die Fabrik zu arbeiten und so den Ackerbau zu vernach-lässigen.

Die Berner Regierung huldigte während ihres letzen halben Jahrshunderts einem bedächtigen, nicht eben aktiven Fortschritt und sorgte lediglich dafür, daß der Umschwung der Erwerbsverhältnisse im unteren Aargau auf ruhiger Bahn sich vollziehe. Sie hat durch ein solches Berhalten wohl den Dank der bäuerlichen, nicht aber der städtischen Bevölkerung erworden, welch' letztere dabei den Kürzeren zog. Als gegen das Ende des Jahrhunderts die Franken das Prinzip der unbeschränkten Bolksfreiheit proklamirten, ergriffen unsere Landbewohner erst Partei, nachdem zungenfertige Sendboten zunächst von Aarau (wo man, charaksteristisch genug, nach verlorenen Handelss und Gewerdsfreiheiten rief) und Brugg aus zweckentsprechende Schilderungen des bisherigen und des künftigen Regierungssystems gegeben hatten.

Mit dem Jahre 1798 hörte die Juralandschaft von der Geißfluh bis zum Rothberg hinunter auf, ein Bestandtheil des Freistaates Bern zu sein und fing an, ihre Geschichte selber zu gestalten.

Das Unterrichtswesen im Elsaß.

Bon Alfred von Nappoltstein. *

ieselben Grundsätze, welche der preußische Staat für sein Unterrichtswesen aufgestellt hat, werden auch in Elsaß-Lothringen für den Brimarunterricht angewendet. Der Staat, indem er den obligatorisschen Unterricht dis zum vierzehnten Jahre einführte, hat deshalb den Gemeinden doch nicht die Unentgeltlichkeit der Schule auferlegt; er bestrachtete es mehr noch als eine Sache der Würde für die Familie, denn als eine wirthschaftliche Angelegenheit für den Staat, die Kosten des Unterrichts für die Kinder auf die Eltern zu übertragen und gewährte die absolute Unentgeltlichkeit nur den bedürftigen Familien.

^{*} Aus Elfaß-Lothringen, 1870—1884. Bafel, M. Bernheim.